

# Das Porträt: Frank Schwab

Alexander Grau



Frank Schwab ist Medienpsychologe. Per se ist das inzwischen nichts Ungewöhnliches mehr. Exotischer ist jedoch sein Forschungsansatz: Schwab untersucht die Wirkung von Medien und ihre Nutzung aus evolutionspsychologischer Sicht. In der Forschung wird diese Perspektive zumeist vernachlässigt.

Dabei sind die Parameter unseres Medienverhaltens erst in zweiter Linie durch Kultur, Gesellschaft und Sozialisation bestimmt, in erster Linie dagegen zunächst einmal durch unsere Biologie. Und die ist das Ergebnis evolutionärer Prozesse.

Wer Würzburg hört, denkt an Wein. Das ist ja auch naheliegend, immerhin liegt die Stadt inmitten von Weinbergen.

Da vergisst man leicht, dass Würzburg eine Universität hat, noch dazu eine der ältesten Deutschlands. Gegründet wurde sie im Jahr 1402. Doch mangels ausreichender Finanzierung – das gab es damals schon – war 1413 auch schon wieder Schluss. 1582 kam es dann zur Neugründung durch Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn. Der war ein glühender Parteigänger der Gegenreformation, verwies alle Protestanten des Landes und schuf Institutionen, die eine Rereformation verhindern sollten: die Universität und – für die sozialen Belange – das Juliuspital, das bis in die 1920er-Jahre die medizinische Fakultät beherbergte und heute ein Altenheim und Krankenhaus ist.

Der Aufstieg zu einer überkonfessionellen und weltoffenen Universität begann, nachdem das Großherzogtum Würzburg 1814 in das Königreich Bayern eingegliedert worden war.

Für die Bedeutung der Universität Würzburg steht nicht nur der Name Wilhelm Conrad Röntgen, der hier 1895 die nach ihm benannte Strahlung entdeckte, sondern auch die Würzburger Schule der Denkpsychologie, namentlich Wissenschaftler wie Oswald Külpe und Karl Bühler, der über seinen Schüler Paul Lazarsfeld auch für die Medienwirkungsforschung von erheblicher Bedeutung ist.

Der Lehrstuhl für Medienpsychologie ist an der Uni Würzburg jedoch nicht dem Institut für Psychologie zugeordnet, sondern dem Institut für Mensch-Computer-Medien. Entsprechend wird hier über die emotionale Wirkung von Robotern geforscht, über das Präsenzerleben und die emotionale Wirkung von Videospiele oder die emotionale Reaktion auf Computer und wie computervermittelte Kommunikation unser Fühlen und Handeln verändert.

### Die Medien des haarlosen Affen

Frank Schwab stammt aus der Saarpfalz. In der Schule galt seine Begeisterung der Physik. Doch als er Mitte der 1980er-Jahre sein Studium in Saarbrücken aufnahm, überkamen ihn Zweifel. Es waren die Jahre der Nachrüstungsdebatte und der Friedensbewegung, und die Vorstellung, mit physikalischer Forschung die Rüstungsindustrie zu unterstützen, bereitete ihm Kopfzerbrechen. Also studierte er Psychologie – ein Fach, das auch ungleich politisierter war.

„Ich war ursprünglich ganz psychoanalytisch eingestellt, politisch links, Erich Fromm, Frankfurter Schule und so“, erzählt Schwab. „Entsprechend überrascht war ich dann, wie akademische Psychologie an der Uni betrieben wird: Statistik, Experimente und dergleichen. Das hat mir aber dann trotzdem sehr schnell Spaß gemacht“.

Insbesondere begeisterte sich Schwab für die Mimikforschung. Da Mimikforschung ohne Darwin und ohne Biologie jedoch nur schwer möglich ist, begann er sich in die zunächst ungeliebte Materie einzuarbeiten: „Für einen Frommianer war diese biologische Perspektive nur schwer zu ertragen. Aber als ich das einmal verstanden hatte, hat mich das sehr überzeugt. Wenn man verstehen will, wie wir funktionieren, auch wenn wir mit Medien arbeiten, sollte man berücksichtigen, wo wir herkommen.“

## »Wenn man verstehen will, wie wir funktionieren, auch wenn wir mit Medien arbeiten, sollte man berücksichtigen, wo wir herkommen.«

Denn es sind letztlich die biologischen Determinanten, die vorgeben, welche Medien wir nutzen, warum und wofür: „Das ist ein haarloser Affe, der Medien nutzt, das ist keine Termiten und auch kein Singvogel. Deren Medien würden ganz anders aussehen. Unsere Medien sind typische Primatenmedien, die eine Primatenstruktur haben und sich für Primatenthemen interessieren: etwa für Macht, Sex oder Pornografie.“

Wie archaische Denk- und Verhaltensmuster die Inhalte unserer Medien prägen, hat Schwab erstmals in seiner Habilitationsschrift untersucht, die unter dem Titel *Lichtspiele* erschienen ist. „Es sind immer wieder die gleichen Themen, ob bei Shakespeare oder in den Nachrichten. Es geht um Leben und Tod, um Macht und Liebe, teilweise um Sicherheit, um Gruppenprozesse, um Einfluss und Konflikte“.

Da uns die Charaktere in fiktionalen Formaten jedoch vollkommen fremd seien, würden diese häufig „supernormal“ ausgestaltet, also als ungewöhnlich schön oder ungewöhnlich stark. Diese Supernormalität der Helden hat zudem einen interessanten Nebeneffekt auf den Zuschauer: „Ich habe den Eindruck, viele Helden- und Actiongeschichten funktionieren als Selbstwertpumpen. Die Leute identifizieren sich mit dem Helden und kommen dann fünf Zentimeter größer aus dem Kino raus, ganz wörtlich.“ Das zeige auch, dass es etwa bei der Rezeption von Actionfilmen nicht einfach nur um Erregung gehe, sondern um kompliziertere Gefühle, um Stolz etwa oder um Erhabenheit.

Auch moralische Diskurse, so Schwab, würden in den Medien in supernormale Maßstäbe übertragen. Gute Beispiele dafür seien *Breaking Bad* oder *Dexter*. „Und biologisch macht das durchaus Sinn“, erläutert der Medienpsychologe. „Wenn wir eine Spezies haben, deren Instinktanteil zurückgedrängt wurde und Triebe und Motive immer mehr zu Appellen werden, dann braucht das einen kulturellen Halt, der kommunikativ erarbeitet werden muss. Diese Funktion übernehmen Medien.“

Normative Einstellungen, so Schwab, würden auch das bekannte Sad-Film-Paradox erklären, also die Frage, weshalb insbesondere Frauen eine Vorliebe für traurige und dramatische Stoffe haben, für Geschichten von scheiternden Beziehungen, sozialen Nöten, familiären Konflikten oder psychischen Erkrankungen. „Für Frauen“, erklärt Schwab, „sind Emotionen von Haus aus gut. Hinzu kommt, dass sie Trauer als etwas Positives bewerten. Man kann damit zeigen, dass man ein guter, empathischer Mensch ist, der sich rollenkonform verhält. Für Männer hingegen sind Emotionen eher schwieriger.“

## »Unsere Medien sind typische Primatenmedien, die eine Primatenstruktur haben und sich für Primatenthemen interessieren: etwa für Macht, Sex oder Pornografie.«

Das habe mehrere Gründe. Einer davon ist, dass Männer stark um Frauen konkurrieren, weshalb es für sie eher günstig ist, nicht zu emotional zu sein: „Wenn ich mich gut in einen Mann einfühlen kann und immer alles mitspüre, habe ich ein Problem, wenn ich zu ihm in Konkurrenz trete“. Bei Frauen hingegen sei Empathie von Vorteil, weil sie eher mit der Aufzucht von Kindern beauftragt sind und in Gruppen kooperieren. Männer hätten in der klassischen Jäger-und-Sammler-Gesellschaft eher konfliktive Aufgaben: „Für Männer sind Gefühle daher nicht so spannend. Ein Mann sagt sich: Was reden die die ganze Zeit? Diese Innenwelten interessieren mich nicht. Der soll dem eins aufs Maul hauen und gut ist“.

Um zu verstehen, weshalb Frauen eher emotionale Filmstoffe bevorzugen und ganz generell Emotionen positiver bewerten, müsse man sich zudem klarmachen, welche Funktion eine Emotion wie z. B. Trauer und Liebeskummer hat. „Diese Art Trauer“, so Schwab, „ist die Reaktion auf einen Verlust. Der Emotionsapparat signalisiert: Etwas ist nicht in Ordnung. Ich habe jahrelang Ressourcen in eine Sexualbeziehung investiert, die nicht zum Ziel geführt hat. Der Trauermechanismus fährt uns runter und signalisiert: Bitte fahre dein inneres Monitoring hoch und mach eine Reanalyse deiner bisherigen Lebensführung. Stürze dich nicht gleich wieder in die nächste Beziehung“.

Frauen seien für ein solches emotionales Monitoring viel empfänglicher, weil für sie Beziehungen ungleich gefährlicher sind. „Eine falsche Liebesbeziehung kann für Frauen schlimm enden. Für sie entstehen mit Schwangerschaft und Aufzucht ganz andere Kosten als für Männer.“ Deshalb auch seien Frauen viel stärker darauf angewiesen, herauszubekommen, wie ihr Gegenüber tickt. Frauen gingen sofort in die Charakteranalyse und interessierten sich aus diesem Grund auch für Narrative – egal ob im Fernsehen, im Kino oder in der Klatschpresse.

### Naturkultur

Wenn man Frank Schwab zuhört, stellt sich früher oder später natürlich die Frage aller Fragen: Nature or Nurture? Dieses Thema ist ideologisch aufgeladen. Und es trennt nicht nur aufklärerische von aufklärungsskeptischen Traditionen, sondern geht wie ein Riss durch die Aufklärung selbst: Ist der Mensch ein rein biologisches Wesen und sein Denken, Fühlen und Handeln ausschließlich durch naturgegebene Determinanten bestimmt oder verfügt der Mensch über geistige Ressourcen, die ihn frei machen, sein Denken und Handeln rein geistig zu bestimmen?

Schwab nimmt hier eine abwägende Position ein. Letztlich sei der Mensch ein biologisches Wesen, aber die biologisch vorgegebenen Parameter könnten kulturell oder sozial gesteuert werden. Man könne den Menschen nicht umprogrammieren, aber wenn man etwa sein Gewaltpotenzial rechtsstaatlich sanktioniere und mittels Spielen und Medien kanalisierere, könne sich eine Gesellschaft auch in eine andere Richtung entwickeln. Zur Illustration verwendet der Psychologe das Bild des Verhaltensforschers Norbert Bischof: „Das ist eigentlich wie die Straßenführung in einer Landschaft: Wir können eine Straßenführung wählen, die sich der Landschaft anpasst. Dann passt die Kultur harmonisch zur Natur. Oder wir können Straßen bauen wie in San Francisco. Dann hat man dauernd kaputte Kupplungen und Staus.“

Mit anderen Worten: Letztlich ist alles eine Frage von Kosten und Nutzen. Man kann eine Gesellschaft gegen die natürliche Veranlagung des Menschen bauen, doch die Reibungsverluste dabei sind enorm.

Dabei dürfe man nicht, betont Schwab, einem moralischen Trugschluss verfallen: Nur weil Männer etwa von Natur aus aggressiv seien, sei es nicht gut, wenn sie aggressiv sind. Männer hätten vielmehr ein Aggressionspotenzial, und man müsse daher fragen, was die Auslöser der Aggression seien. Dann könne man kulturell dagegen anarbeiten. Wenn man hingegen so tue, als sei der Mensch eine leere Festplatte, die man beliebig beschreiben könne, dann mache man massive Fehler.

Und um seine Position zu verdeutlichen, bringt er ein gesellschaftlich umstrittenes Thema an: „Wenn ich Mädchen und Jungs gleichberechtigt aufziehen will, dann muss man sie unterschiedlich behandeln“.

### Primatensippen im Internet

Stellt sich die Frage, was das für unsere Mediennutzung bedeutet. Immerhin könnte man argumentieren, dass wir für die Medienwelt, die wir uns geschaffen haben, nicht ausgelegt sind. Sind wir dabei, uns zu überfordern? Schwab winkt ab: „Wir haben uns diese Medien ja selbst gebastelt. Schon deshalb sind wir nicht total unangepasst.“ Allerdings seien viele Medien durchaus an der Grenze des Verarbeitbaren konstruiert, was zu mentalen Reibungsverlusten führe: „Im Grunde sind wir darauf ausgelegt, in einer kleinen stabilen Gruppe von vielleicht 150 Individuen zu leben. Das können wir gut in unserem Gehirn abbilden. Tausend Facebook-Freunde zu verwalten, überfordert uns.“

Daher schaffen wir uns eine Onlinecommunity, die realen Gemeinschaften ähnelt: Man chattet miteinander, man interessiert sich für die gleichen Dinge, man hat gemeinsame Gegner. „Allerdings“, so Schwab, „fehlen in der mobilen Kommunikation bestimmte Kanäle, etwa die Mimik. Aus diesem Grund eskalieren Konflikte in sozialen Medien so schnell und es stehen sich Lager gegenüber.“ Es sei eben ein Unterschied, ob man am Stammtisch miteinander diskutiere oder in einem sozialen Netzwerk.

Diese tief implantierten, auf Kommunikation von Angesicht zu Angesicht basierenden Wahrnehmungsdiskpositionen seien auch nicht von heute auf morgen ablegerbar: „Ich glaube nicht, dass wir in den nächsten Jahrtausenden zu einem rationalen, effizien-

ten Kommunikator werden, der nicht die Erwartung hat, Kommunikation liefe im Grunde Face-to-Face“.

Besonders schwierig zu verarbeiten seien daher Kommunikationsmedien, die verschiedene Formen traditioneller Kommunikation miteinander vermischen: etwa Chatten oder E-Mail. Hier, so Schwab, werde die eigentlich auf Distanz und Abstraktheit beruhende Form brieflicher Kommunikation mit der schnellen und sinnlich fassbaren mündlichen Kommunikation vermischt. Das führe zwangsläufig zu Missverständnissen und Emotionalisierungen.

Allerdings hebt Schwab hervor, dass die Themen, die die Menschen beschäftigen, immer die gleichen seien. „Letztlich ist das alles alter Wein in neuen Schläuchen, nur sehr viel schneller, häufiger oder krasser“.

Und insofern habe die moderne Medienwelt eben zwei Seiten: Einerseits lasse sie die Welt enger zusammenrücken. Unser Empathiezirkel werde erweitert. Das trage zu einer besseren Welt bei. Andererseits überfordere uns das Katastrophenangebot. Ergebnis: Wir suchen uns Empathienischen: „Der eine engagiert sich für Tierschutz, der andere für das kleine Dorf in Afrika, der nächste gegen den Klimawandel, aber ganz viel müssen wir ausblenden.“ Doch insgesamt sei es so, dass die Menschheit, als humanitäres Projekt, von der Medienentwicklung profitiert.

#### Desiderat Pornografieforschung

Wenn man mit Evolutionspsychologen spricht, muss man natürlich über Sex reden, das wichtigste Thema für einen Primaten. Und wenn sich dieser Wissenschaftler zudem mit Medien beschäftigt, kommt man um Pornografie nicht herum. Die naheliegende Frage lautet also, ob der durch das Internet mögliche Pornokonsum die Menschen verändert. Die Forschungsergebnisse von Schwab und seiner Mitarbeiterin Astrid Carolus sind allerdings überraschend:

„Es gibt keine ‚sexy world of heavy viewers‘“, erklärt Schwab, „sondern eher eine ‚sexy world of non viewers‘“. Befrage man Menschen hinsichtlich ihrer „first-order-“ (wie groß ist der Penis eines Mannes?) und „second-order-beliefs“ (wie stabil sind Beziehungen, wie häufig wird fremdgegangen?), werde deutlich, dass Menschen, die den Konsum von Pornos radikal ablehnen, sehr unrealistische Vorstellungen haben. „Die meinen, da draußen herrscht Sodom und Gomorrha“.

Der Grund dafür liegt nicht in der aufklärenden Wirkung von Pornos, sondern in dem Weltbild dieser sehr kleinen Subkultur radikaler Pornoablehner – meist religiös motivierte Menschen. Ganz generell aber, hebt Schwab hervor, seien die Effekte von Pornokonsum oder Pornoenthaltsamkeit kaum nachweisbar.

Aus biologischer und evolutionstheoretischer Sicht sind diese Forschungsergebnisse auch gar nicht verwunderlich. „Sexualverhalten gehört zu den wichtigsten Dingen. Wenn etwas über die Zukunft einer Spezies entscheidet, dann, wie sie sich sexuell auführt. Daher sollte dieser Bereich stabil und im Kern kaum manipulierbar sein“.

Allerdings, gibt Schwab zu bedenken, scheitern viele Studien über Pornografie auch an praktischen Problemen. So könne man

## »Im Grunde sind wir darauf ausgelegt, in einer kleinen stabilen Gruppe von vielleicht 150 Individuen zu leben. [...] Tausend Facebook-Freunde zu verwalten, überfordert uns.«

eben Jugendlichen keine Pornos zeigen. Die Erwachsenen, die sich freiwillig für Studien zur Verfügung stellen, seien vorselektiert. Gleichzeitig könne man aber niemanden zwingen, einen Porno anzuschauen. Zudem sei unvoreingenommene Pornografieforschung auch nicht gerade karrierefördernd.

Das hier ein Forschungsdesiderat vorliegt, ist offensichtlich. Dafür sind Sexualität und ihre Kultivierungen in Form von Erotik und Pornografie aber viel zu zentral für das menschliche Verhalten. Bleibt die naheliegende Frage: Weshalb gibt es überhaupt so etwas wie Erotik, da sie für die Fortpflanzung streng genommen nicht notwendig ist?

„Der Grund dafür“, erklärt Schwab, „ist die Monogamie.“ Allerdings schränkt der Wissenschaftler umgehend ein: „Natürlich ist der Mensch gar nicht monogam. Wir sind bestenfalls seriell monogam, und auch das sind wir nicht.“ Allerdings gäbe es eine kulturelle Neigung zur Monogamie, die auch sinnvoll sei, da sie die Gesellschaft friedlicher mache. Gleichwohl würden sich insbesondere Männer eben nach sexueller Abwechslung sehnen. Und hier käme die Erotik ins Spiel: „Die Erotikkultur macht aus einer Frau viele Frauen. Mal hat sie blaue Strapse an, dann rote, dann High Heels, dann verwendet sie ein neues Parfüm und duftet anders.“ Im gewissen Sinne diene die Erotik der Simulation sexueller Abwechslung.

Was für Erotik und Pornografie gilt, gilt allerdings auch für unser gesamtes Handeln, insbesondere auch das Handeln mit Medien: Es ist ganz wesentlich durch unsere Natur und Biologie bestimmt. Die Medienwissenschaften jedoch sind nach wie vor naturblind. Schwab hält das für ein großes Versäumnis. Denn unser Umgang mit Medien, unsere Nutzung von Kommunikationstechnologien, ihre Möglichkeiten, ihre Probleme und Grenzen sind ohne die Biologie des Menschen nicht zu verstehen.

In der nächsten Ausgabe der *tv diskurs*:  
der Bochumer Medienkulturwissenschaftler  
Prof. Dr. Jens Schröter

Dr. Alexander Grau  
arbeitet als freier Kultur-  
und Wissenschaftsjournalist  
u. a. für „Cicero“, „FAZ“  
und den Deutschlandfunk.

